

Die Schaffnerin.

Von Triß Arens (Bremen).

Sie hatte sich sofort gemeldet, als die Straßenbahnverwaltung die Frauen der im Felde stehenden Straßenbahner auf-forderte, in den Dienst der Gesellschaft zu treten. Sie konnte das umso eher, als ihre junge Ehe noch nicht mit Kindern gesegnet war. Ihren Lebensunterhalt hatte sie ja, dafür war gesorgt, aber es erschien ihr schöner, das Geld dafür zu verdienen. Und dann war der Verdienst ja auch höher als die Unterstützung. Schließlich: Hatte sie denn nicht immer arbeiten müssen? Was war denn dabei, wenn sie sich jetzt — an die Stelle ihres Mannes — auf die Straßenbahn stellte, die Fahrkarten aussteilte und knipste und zum Halten und Weiterfahren Klingelte!

So stand sie eines Tages auf der Plattform und ließ sich in die Geheimnisse des neuen Berufes einweihen. Man hält's nicht

für möglich halten sollen. So vielerlei Einzelheiten gab es. Am Abend tat ihr der Kopf ordentlich weh. Ich werd's schon zwingen, dachte sie. Und am dritten oder vierten Tage war sie über das Größte hinweg und sah schon Menschen und hörte schon Gespräche.

Sie sah jetzt manchen Blick. Sie sah, wie die Augen an ihrer Figur auf und ab liefen. Sie wußte ganz genau, daß sie eine solche Prüfung schon aushalten konnte. Wenn man einundzwanzig Jahre alt ist, einen schlanken Körper, dicke blonde Busch-zöpfe und ein paar lustige Guderln hat, dann ist man schon eines Blickes wert. Das Gegenteil wäre ja auch noch schöner. Ihr Heinrich, der da draußen jetzt irgendwo in Rußland 'rum-marschierte, hätte ja einen schlechten Geschmack haben müssen. Aber manche Blicke verursachten ihr doch ein gewisses Unbehagen. Schließlich aber lachte sie im Stillen darüber und schüttelte das von sich ab, wie ein in den Fluß geworfener Pudel das Wasser von sich abschüttelt, sobald er wieder festen Boden unter sich hat.

Sie hörte auch manches, ohne zu lauschen. Manches Wort, das ihr gut tat, manches aber auch, das verwunden konnte. Sie verarbeitete alles in ihrem Köpfchen und reimte sich daraus eine eigene Naturgeschichte des Straßenbahnpassagiers zusammen. Unbewußt zog sie aus allem aber eine Lehre für sich selbst: Durchhalten! Und immer guter Dinge sein! Bis eines Tages ihre sonst wohlgenumte Laune dahin zu sein schien. Da ich sie auf meinen vielen Fahrten fast täglich einmal traf, waren wir bald Bekannte geworden, und so erzählte sie mir denn, daß ihr Mann lange Zeit nichts habe von sich hören lassen. Ich wischte ihre Traurigkeit mit einer einfachen Handbewegung weg und erklärte ihr die drei Möglichkeiten. Da werden strategische Um-gruppierungen vorgenommen. Wie soll die Feldpost sogleich folgen können? Oder aber: die Umgruppierung soll vorläufig ein Geheimnis bleiben und den Soldaten wird das Nachhause-schreiben für eine Zeit untersagt. Ich muß das wirklich sein gemacht haben, denn sie war in den folgenden Tagen wieder, wie man so sagt, gut auf dem Damm.

Da springt eines Tages ein Mitbewohner ihres Hauses auf die Straßenbahn, überreicht ihr einen Brief und springt grüßend wieder ab. Ein Feldpostbrief aus Rußland. Mit ihrer Adresse. Aber nicht von seiner Hand geschrieben. Ich sehe noch, wie sie den Brief fieberhaft öffnet, ihn fliegend liest und plötzlich auf-schreit. Der Hauptmann hatte ihr geschrieben: „Ihr Mann, einer der Tapfersten der Tapferen, ist gefallen!“ Irgendwo in Ruß-land lag nun der, für den sie in die Dresche gesprungen war. Die junge Witwe wurde sofort abgelöst. Aber am anderen Tage war sie wieder im Dienst, einen Trauerflor um den Arm. Und die Fahrgäste behandelten die kleine tapfere Frau fast ehrfürchtigsvoll, etwa wie man einen Feldgrauen behandelt, der auf seinem zer-schliffenen Rock das Eisene Kreuz trägt.